

Die Sennerin

Autor(en): **Züricher, Bertha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 34

PDF erstellt am: **28.09.2024**

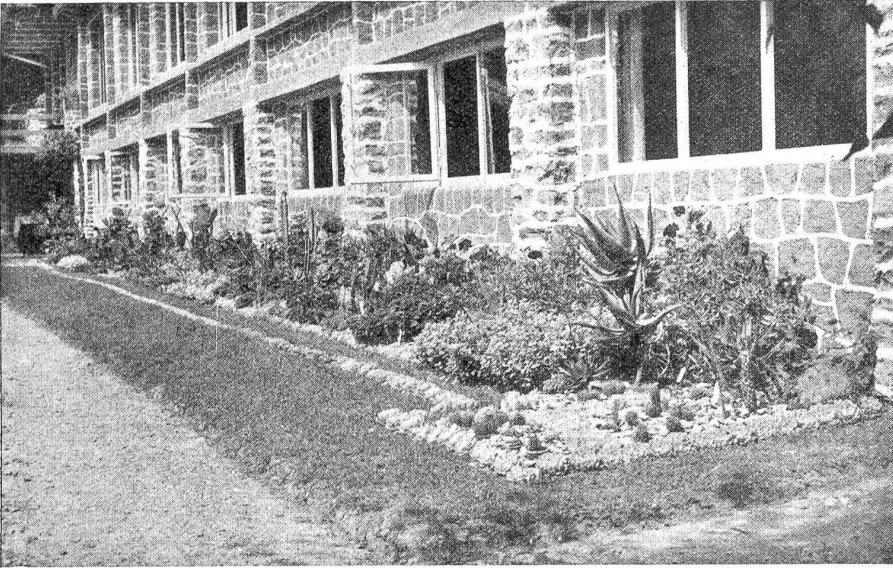
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blütenrabatte mit längst vergessenen Blatt- und Blütenpflanzen, in Verbindung mit Kakteen und Sukkulenten, auf der Südseite des Parkhauses der Gärnerinnen-Lehranstalt Brienz.

Manizucht selig werden. Weil sich aber dieser Glaube als ein Wahn erweist, so werfen wir unseren Zorn auf die Regierung, die doch Geld genug hätte, allen Bedürftigen zu helfen, wenn sie nur wollte.

Freilich für Leistungen, wie sie hier vor Augen stehen, bedarf es eine gute, sehr gute Vorbildung. Sie ist hier vorhanden und zeitigt ihre Früchte. Fräulein Hedwig Michel, die Gründerin dieses blühenden Institutes, war im Besitz einer halben Million, und zur größeren Bequemlichkeit wählte sie sich einen Mann, der ihr neben der Namensänderung in Frau Fotsch die andere halbe Million einbrachte. Die Sache ging ganz glatt. Es ist indessen zu berücksichtigen, daß die beiden halben Millionen nicht in Bankpapieren, sondern in den Köpfen steckten und daß eine mehrjährige Vorbildung und stete Weiterarbeit den Grund dazu legten.

Es ist zwar eine Ungehörigkeit, von Personen zu sprechen, wenn die Tatsachen so überzeugend sind. Die Tatsache, daß die Schweizer ihren Boden viel nachhaltiger ausnützen könnten für Selbstversorgung, welche die Arbeitslosigkeit mindern und uns wirtschaftlich selbständiger machen würde. Es handelt sich in unserer Krise weniger um Regierungshilfe als um Selbsthilfe. Als schönste Frucht der Gartenbauschule Lindenhof ist diese Selbsthilfe hier vor unsern Augen und ruft dem Zagen den zu: Machs na!

Man wird es Ruhmredigkeit heißen oder gar liebedienerische Reklame wittern, wenn behauptet wird, der Lindenhof sei nicht nur in der Frühlingspracht ein Eden, das die Augen entzückt und durch seine Organisation auch dem Nichtgärtner hohe Achtung abnötigt. Der Augenschein soll entscheiden über die Richtigkeit dieser Aussagen.

In dieser Gartenbauschule für Töchter wird unter der Leitung von Lehrern und Lehrerinnen des Faches gearbeitet. Man sieht die Mädchen graben, säen, schneiden, düngen, ernten in froher Jugendlust von früh bis spät. Aber auch die Theorie kommt zu ihrem Recht. Das zeigt sich an den Zeichnungen, Plänen und Heften, und wenn man einen geschmackvollen Totenkranz oder eine festliche Tafeldekoration haben will, da braucht man nicht weit zu gehen. Bei der vielen und vielfältigen Arbeit, die da geleistet wird, erklingt nach

des Tages Mühen froher Mädchenlang, und der Sonntag ruft die Nimmermüden zu erinnerungsreichen Bergtouren und Seefahrten. F. B.

Rosen, Tannen und Reseden.

Und du denkst, du trugst mir nur ins Haus
Gestern einen schlichten Blütenstrauß
Mit den Rosen, Tannen und Reseden!?

Gaß mir Märchenschönes doch gebracht:
Glanz des Tages, Duft der Sommernacht
Mit den Rosen, Tannen und Reseden.

Als der König Sommer kam ins Land,
Trug er in der starken, reichen Hand
Deine Rosen, Tannen und Reseden.

Dieses Glück vergessen sie wohl nie!
Und nun duften, duften, duften sie,
Sommers Rosen, Tannen und Reseden.

M. Fiesche.

Die Sennerin.

Plauderei von Bertha Züricher.

Es ist noch kein Jahr her, daß mich hier in meinem sonnigen, meeresnahen Nestchen eine Trauerbotschaft erreichte, die meine Gedanken zurückschweifen ließ in die Zeit, wo ich als junge, unternehmungslustige Malerin oft monatelang in Sommer in einem primitiven Berghüttchen im Ober- simmental, auf der einzigartigen, schön gelegenen Dungalalp weilte.

Etwas fünf bis sechs Hütten machten die ganze Alpwirtschaft aus, und fast überall waren es junge, kräftige Sennen, die dem mühsamen Tagewerk des Küherns und KäSENS vorstanden. Nur in einer Hütte war es viele Jahre lang Mutter Rösi, wie die Bäuerin unter dem Stuk kurzweg genannt wurde, die den Sommer auf der schönen Alp zubrachte und dort, als einzige Frau, im ganzen Bergbetrieb von allen geschätzt und verehrt wurde.

Es ging aber auch etwas Mütterliches, Starkes von dieser Frau aus, die gleichsam die Seele auf der Alp und die vorbildlichste unter allen Arbeitskräften war. Nie sah man sie untätig und auch nie mißmutig, obschon ihr das



Werktätige Uebung beim Legen von Plattenwegen. Der neue Gewürzgarten wird angelegt.

Leben ein großer Teil an Leid und Sorgen zugeteilt hatte. So hatte sie von sechs Kindern nur ein einziges behalten und auferziehen können. Das war auch ein Grund, warum die Gehret-Mutter viele Sommer lang so tapfer auf der Alp standhielt; denn Mann, Schwiegerohn und Tochter mußten unten im Tal unterdessen die Heuernte besorgen, gartnen und alles auf den Winter vorbereiten.

Es war ihr schon wie eine Vorbestimmung in die Wiege gelegt worden, daß sie einmal mit dieser herrlichen Bergtrift wie verwachsen sein werde, denn man erzählte im Dorf, ihre Mutter, die auf der noch höheren Geltenalp führte, sei dort oben von der Mutterschaft überrascht und von ihrem Mann schnell mit Lebensgefahr über die steile Geltenleiter auf den Dungal und von dort ins Tal hinunter getragen worden. Das kleine Mädchen aber, das sozusagen zwischen Himmel und Erde zur Welt kam, wurde später die tapfere und tüchtige Dungelsemmerin.

Mindestens drei Sommer lang konnte ich dort in ihrer Nähe ein kleines, eben leeres Hüttchen bewohnen, und die Nachbarschaft von Mutter Rösi ist mir auch eine der schönsten und eindrücklichsten Erinnerungen an diese schaffensfrohen Zeiten. Wie oft sprang ich morgens hinüber, um zu schauen, ob sie die Kühe, die bei schönen, klaren Nächten immer draußen blieben, eingetrieben habe und man „Kuhwarne“ bekommen könne. Selten hat mir ein Frühstück so geschmeckt, wie das stehendgenossene Butterbrot zu der kräftig duftenden Milch.

Es kam auch vor, daß Vater Gehret, ihr freundlicher, immer gleichmütig und ruhig sein Pfeifchen schmauchender Mann, heraufgekommen war, um ihr die mühsame Arbeit des Käfens abzunehmen. Dann saß sie auf einem nahen Schemel und drehte Milch in dem großen Antenkübel, der fast wie ein kleines Mührad aussah, bis nach etwa einer halben Stunde die schöne, große Butterballe zum Vorschein kam.

Ein wichtiger Tag im Sennenleben war immer der Dungal-Sonntag, der sogenannte „Suuf-Sunntig“, an dem aber, den damaligen Sitten zur Ehre, viel mehr Kaffee und Milch als Wein getrunken wurde. Das war daraufhin ein eifriges Vorbereiten, Baden, Zimmern und Rüksten. Unser Rösi war berühmt durch seine herrlich knusperigen, verhabenen Rükchli („Chneublähä“), die schon ein paar Tage vorher von ihr aus guter Mühle und vielen Eiern (sie hatte den Sommer über ihre Hühner auf der Alp) vorbereitet wurden. Da habe ich auch tapfer mithelfen dürfen, nicht nur beim nachmaligen Essen. Die Kunst, den Teig mit den Händen über dem Rnie nach allen Seiten auszuziehen, habe ich damals von ihr gelernt. Auch rüstete man mehrere Flaschen von der beliebtesten sauren Mühle, die man tagelang vorher von Zeit zu Zeit schütteln mußte, bis sie die gehörige Dide hatte. Natürlich am Tage selber kamen noch die großen Schüsseln mit frischem Schlagrahm und die Riesenzüpfen, die der Bäcker im Tal unten am Vorabend gebaden, sowie große Teller gehobelter, alter Saanenkäse, der papierdünn, wie feine Hobelspähne, in schönen Rollen aufgeschichtet war, dazu, und das Festessen, zu dem nur noch der Kaffee gehörte, war fertig.

Die große Wiese zwischen der Gehrethütte und der nächstgelegenen, war zum Tanzplatz auserkoren und mit Brettern belegt worden. Aber bevor sich die Paare im Kreis drehten (unsere Bergflüher und Gebirgsbauern verstehen sich darauf), kam noch der befranzte „Muni“ aufmarschiert, mit einem großen Busch Alpenrosen zwischen den Hörnern und wurde von der ganzen Berggemeinde gebührend bewundert. Dann fingen die Handörgeler an zu spielen, und nun ging es im Kreis herum, daß einem der Atem fast still stand. Gemeindepäsident, Großrat und das hin-

terste Bergbäuerlein wurden ganz gleich gewürdigt und zwischen durch gingen Frau Rösi und ihre Helferinnen, die in großer Zahl vom Tal heraufgestiegen waren, und schenkten das duftende Raß ein und freuten sich an dem Verschwinden der Rükchli, Mühlen und Züpfenberge. Zwischenhinein tönte ein fröhlicher Jodel, und unvermerkt war der Abend da und die Sternennacht über dem prächtigen Alpoden hereingebrochen.

Gefangesfroh und befriedigt machte sich eines nach dem andern allmählich auf den zum Glück allen vertrauten Abstieg. Geheimnisvoll rauschen die Wasser des mächtigen Dungelschusses über die amphitheatralisch emporsteigenden Felsen und begleiten den Wanderer ins Tal — aber wehe dem, der nicht gut auf seine Füße aufpaßt. Denn die Natur da oben versteht keinen Spaß.

Auch stille Sonntage in reinem Naturgenießen habe ich dort mit Mutter Rösi verlebt, bei denen so recht ihre angeborene Gemütlichkeit und ihr fröhlicher Humor zur Geltung kamen. So hatte sie mir einmal versprochen, mich auf das sich steil über der Alp erhebende Vollhorn zu führen, das mir schon wie eine richtige Bergtour vorkam. Wer beschreibt mein Erstaunen, als sie sich, wie wenn sie zur Nachbarhütte hinüberginge, mit dem Strickstrumpf auf den Weg machte und während ich an den steilen, gewiß nicht ganz harmlosen Hängen mühsam dem Edelweiß nachfroh, ein „Würfel“ nach dem andern seelenruhig hinunterstrickte und dazu mit einer Sicherheit den steilen, pfadlosen Gang hinaufschritt, als wäre sie zu Hause auf einem sanften Wiesensteige.

Einmal wurde sie, gewiß eine amüsante Abwechslung in dem mühsamen Sennenleben, sogar vor die Aufgabe gestellt, einer jungen Pariserin, die sich in den Kopf gesetzt hatte, in der Schweiz Landwirtschaft zu lernen, das Melken und Rühfüttern beizubringen. Es war eine ganz gelehrige Schülerin, die dann später noch eine richtige, landwirtschaftliche Schule in England besuchte. Auf dem Dungal war es nur die Vorstufe dazu, und bei der Mutter Rösi war sie dafür am richtigen Ort. Auch mir kam ihre Anwesenheit zugute; denn als unsere Sennerin keine Zeit hatte, mir, wie ich sehnlichst wünschte, zu einem großen Bilde zu sitzen, tat es die Großstädterin mit der größten Liebenswürdigkeit, und die „falsche“ Küherin wurde dann auch in einem der großen Pariser Salons ausgestellt, am gleichen Ort, wo man mir ein Jahr vorher einen echten, urwüchsigen Bernersennen vor die Tür gesetzt hatte.

Nun bleibt mir noch von Mutter Rösi, der Bäuerin, zu erzählen, wie sie im Lauenendorf unten ihr Heimwesen leitete. Dort war sie nun Gattin, Mutter und Großmutter und verlag die verschiedenen Pflichten stets mit der gleichen Frische und wohlthuenden Ruhe. Dazu hatte sie fast immer noch einen Schützling im Haus, den sie betreute. Erst war es jahrelang ein Verdingbube, für den sie wie für einen eigenen sorgte und der dann später nach Amerika auswanderte. Dann kam ein weißbärtiger Sonderbundsveteran, der Ueli Brand, und wollte seine letzten Jahre in der treuen Obhut von Mutter Gehret zubringen, und nach seinem Ableben trat an seinen Platz ein runzeliges, altes Weiblein, das „Spinnerkätzi“, das den ganzen Tag Wolle zwirnte und spukte und sich zwischenhinein sein Süppchen oder seinen Kaffee im gemeinschaftlichen Kamin in der Küche braute. Beide habe ich im Bilde festgehalten, wie mich überhaupt an dieses Haus noch viele künstlerische und menschliche Erinnerungen knüpfen. Bis vor acht Jahren war ich ja oft ganze Winter lang im Berghäuschen meiner Schwester einquartiert, und der Stütz mit dem hablichen Gehrethaus lag dort gerade unter meinen Fenstern.

Wir hielten gute Nachbarschaft und Freundschaft. Kam ich vor Weihnachten in das verschneite „Hübi“, so war

ich sicher, den großen, grünen Ofen geheizt zu finden, und auf dem Esstisch stunden ein paar Teller mit Rüechi und frisch gehobeltem Käse und verbreiteten schon weihnachtliche Stimmung.

An den langen Winterabenden kam dann öfters die ganze Gehretsfamilie hinaufgestiegen, denn ich wußte, daß ich den lieben Nachbarn mit einer schönen Gotthelf- oder Tavelgeschichte zur Handarbeit und zum Pfeifchen große Freude machte.

Eine ganz eigenartige Bedeutung hatte die rassistige Oberfimmtalerin überdies jahrelang noch für die Talbewohner. Sie war nämlich, den Männern zum Trost, fast einzig im Dorf, die eine „Mezz“ richtig in Gang brachte. Immer wurde sie geholt, wenn irgendwo ein Säuli geschlachtet wurde — aber wer etwa glauben mochte, zu dem blutigen Geschäft des Wurstens und Blutabzapfens gehöre immer auch eine gewisse Seelenruhe, der täuschte sich hier ganz sicher. Denn niemand liebte die Tiere mehr und pflegte sie sorgfältiger als Mutter Rössli. Es war wohl das Männliche, Unerkrochene in ihrem Charakter, das dabei zum Vorschein kam, und daß dieses sogar vielen Männern peinliche Geschäft gerade durch diese Frau am besten befohrt wurde und ihr selbst fast wie eine geweihte und anvertraute Pflicht vorkam, das gab ihrem Ansehen im Tal noch eine größere Bedeutung. Ob sie die letzten Jahre, als der Tod schon an ihre Türe geklopft, nicht sowieso hat bremsen müssen und sie andern überlassen müssen, weiß ich nicht — wohl aber, daß sie bis zuletzt tapfer und unverzagt dem Hauswesen und aller Arbeit im Tal unten mit ihrer Tochter und dem tüchtigen Schwiegersohne oblag. Vater Gehret war jahrelang gelähmt und die Dungküherei hatte sie deshalb jüngern Kräften überlassen müssen; aber oft gingen während der Hirtezeit ihre Gedanken hinauf auf die grüne Alp mit all ihren mannigfaltigen Erinnerungen an treue und schöne Bergarbeit.

Mit ihrem Mann, den sie nur kurze Zeit überlebte, hat sie noch die goldene Hochzeit feiern können, und dabei haben sich die beiden alten Leutchen ein spezielles Erinnerungsfest gegeben. Mit einem Auto fuhren sie über Gsteig auf den Pillonpaß, dorthin, wo sie vor fünfzig Jahren als junggetrautes Paar ihre „Hochzeitsreise“ zu Fuß gemacht hatten. Rückblickend hat sie da wohl ihr schlichtes und doch so reiches Leben wie von einer ruhigen Warte überschaut.

Aberglaube im Kinderzimmer.

Nach Dr. med. R. Matosi, Kinderarzt.

Immer wieder erstaunt der in der Praxis stehende Arzt, wie naiv und leichtsinnig viele Leute an althergebrachten Bräuchen festhalten. Dabei sind viele nicht nur unnützlich, sondern können geradezu schädlich und verhängnisvoll werden, vor allem der Aberglaube. Gefährlich wird sein Spul sehr oft im Kinderzimmer. Schon vor der Geburt beginnt es. Da sind die sonderbarsten Vorstellungen im Schwang, die Mutter und Kind in Gefahr bringen können. So wird es in manchen Gegenden noch als schädlich angesehen, wenn die Gebärende oder die Wäbnerin ihre Leib- oder Bettwäsche wechselt. Eine in Erwartung stehende Frau soll über keinen Kreuzweg gehen, weil ihr sonst eine schwere Niederkunft bevorsteht. Sie darf nicht aus einer zerbrochenen Tasse trinken, sonst könnte das Kind eine Hasenscharte bekommen. Die Wiege darf bei der ersten Entbindung nicht im Hause stehen, sonst hat die Frau eine schwere Geburt. Diese Beispiele ließen sich vermehren. Die Folgen sind nicht immer harmlos. Wenn eine Frau aus Aberglauben nicht badet oder ihre Wäsche nicht wechselt, wird der Entstehung des

Kindbettfiebers kräftig Vorschub geleistet. Aber selbst, wenn dieses eintritt, läßt man sich nicht befehlen: dann mußte es eben so sein, — das Kindbettfieber ist entweder von Gott gesandt oder ein Werk des Teufels. Die Leichtgläubigkeit solcher armer Menschen wird oft noch von geschäftsgewandten struppelosen Leuten ausgenützt. Eine Fabrik machte jahrelang ihre besten Geschäfte damit, daß sie Schwängern ein Heilmittel für leichte Geburten anpries; es war ein einfaches Abführmittel. Als ob sich ein verengtes Becken um irgend eine Medizin kümmerte! Ist das Kind nun erst da, dann treibt der Aberglaube erst recht üppige Blüten. Es kam schon vor, daß Mütter in der Mütterberatung ihre Kinder nicht wägen lassen wollten, weil sie dann nicht wägen würden. Einem Kind unter einem Jahr dürfen die Fingernägel nicht geschnitten, sondern nur abgekaut werden, sonst könnte das Kind eine Fingertuberkulose bekommen. Ganz unglaublich ist auch die Ansicht, wenn man einem Neugeborenen einen Löffel in den Mund steckt, brauche es sein ganzes Leben lang nicht zu hungern. Unzählig sind die Amulette, die den Kindern auf dem Lebensweg helfen sollen. Sehr verbreitet ist bis in unsere Tage die Sitte der Zahnketten geblieben. Auch hier ist eine gewisse Industrie interessiert. Die Zahl der abergläubischen Bräuche wächst ins Unendliche, wenn das Kind erkrankt ist. Gegen Rachitis werden Kindern am ersten Freitag im Monat die Nägel an der linken Hand und am rechten Fuß und dann an der rechten Hand und am linken Fuß abgeschnitten und in ein Loch eingestopft, das man in einen Eichbaum gebohrt hat. Gegen Diphtherie hilft ein schwarzes Halsband oder ein Umschlag aus einem zerstoßenen Schwalbennest. Um Darmkoliken zu verhindern, dürfen die Windeln nur nach dem Faden geschnitten werden. Werden die Windeln in einer mond hellen Nacht im Freien gelassen, so wird das Kind unfehlbar mondsüchtig. Wird ein Kind im ersten Jahr im Kreis der Familie photographiert, so ist sein Tod im Laufe des ersten Jahres sicher. Ein entsehllicher Aberglaube ist der, daß das Kind sterbe, wenn die Muttermilch vorzeitig zurückgehe, ob es die Flasche bekomme oder nicht. In der Kinderklinik in München wurde eines Tages ein scheußlich verlaustes Kind eingewiesen. Als die Mutter darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte sie, Läuse seien gut für die Gesundheit, fränke Kinder hätten keine Läuse. Dabei brachte sie selbst ihr Kind totkrank in die Klinik. Soll festgestellt werden, ob ein Kind Würmer habe, so wird eine mit Teig gefüllte Nußschale auf den Nabel geheftet. Zeigt der Teig nach einem Tag Sprünge, so hat das Kind mit Sicherheit Würmer. Ist das Kind krank und die Mutter weiß nicht, wo es fehlt, so wird sie in gewissen Gegenden eher, als daß sie den Arzt ruft, das Kind in kaltes (!) Wasser tauchen, in dem vorher ein schwarzer Kater ertränkt wurde. Hat ein Kind Warzen, so wird in 99 von 100 Fällen bevor es zum Arzte geführt wird, irgend ein Hofuspokus mit ihm angestellt.

Wenn man glaubt, das Zungenbändchen lösen zu müssen, damit das Kind richtig ernährt werden könne und richtig sprechen lerne, wenn bei Mundfäule der Schweiß einer schwarzen Kage durch den Mund gezogen wird, wenn man Kinder, die viel erbrechen, als gesund ansieht, wenn man sogar, wo es mit Durchfällen einhergeht, Gebräu ins Herzgrübli, aufs Rückgrat und an die Fußsohlen einreibt; wenn die Schmutzkruste bei Kopfausschlägen für gesund gehalten wird, wenn man Bettnäsen oder Kröpfe durch Abbeißen des Kopfes einer lebendigen Maus zu kurieren sucht usw., so sind dies alles Verfahren, die schon viel Unheil angerichtet haben. Jeder sollte mitwirken, diese Bräuche aus dem Herzen des Volkes, in dem sie leider stark verwurzelt sind, herauszureißen und sie vor allem aus der Kinderstube zu verbannen.

(Blätter für Krankenpflege.)